



Furcht und Betäubung

Syrien In Damaskus, der Hauptstadt des Regimes von Baschar al-Assad, versuchen die Bewohner, den Krieg beim Feiern zu vergessen. Milizen handeln mit Drogen. Die verbliebenen Dissidenten verstecken sich. Von Fritz Schaap (Text) und Christian Werner (Fotos)

An einem klaren Herbstmorgen, kurz nach Sonnenaufgang, verlässt ein Minibus Damaskus. Er umfährt den Northern Highway auf Höhe der Front, denn dort könnten Scharfschützen lauern. Später wird er zurückkehren auf die Schnellstraße und zügig nach Norden streben, den Küstengebirgen entgegen, in Richtung Homs.

Im Bus sitzen an diesem Donnerstag sechs Menschen, die im Syrien des Präsidenten Baschar al-Assad leben. Es sind die

Mitglieder der Phoenix Adventure Wandergruppe – ein Barkeeper, eine Studentin, ein Designer, ein Hobbysportler, eine Trainerin, eine Kosmetikerin und ein Schäferhund. Sie machen einen Ausflug ins Grüne.

Die Stimmung ist fröhlich. „Auf ins Abenteuer“, ruft der Barkeeper Kinan Haddad, noch etwas verschlafen.

Als der Bus sich den Hang des Berges Kasjun hinaufquält, bleibt Damaskus, die Hauptstadt des Regimes von Baschar al-Assad, hinter ihnen zurück. Ein endloses,

graubraunes Häusermeer, aus dem Minarette und Kirchtürme ragen, das schon am frühen Morgen im Smog versinkt. Auf einem Hügel neben dem kahlen Berg thront, massiv wie ein Bunker, der Präsidentenpalast. Und die Stadt, Damaskus, kauert am Fuße des Berges, halb furchterfüllt, halb trotzig.

Elida Sanjar, 21, eine Wirtschaftsstudentin mit pinken Fingernägeln, hängt erschöpft von der Party der vergangenen Nacht auf einer engen Bank. Sie sei für

Menschenmenge im Souk al-Hamidija Kriegsspuren darf es nicht geben



Assad, sagt sie, weil sie froh sei, dass sie ungehindert Wirtschaft studieren und Party machen könne. Jetzt, da immer weniger Mörsergranaten auf die Hauptstadt fallen.

Neben ihr sitzt ihr Freund Kinan, der Barkeeper. Ein kleiner, kräftiger Mann, frühe Glatze, jugendhaftes Lächeln, rot geränderte Augen. „Yolo“, sagt er, für „you only live once“, man lebt nur einmal. Fast alle seine Freunde sind nach Europa geflüchtet. Er hat stattdessen eine Bar aufgemacht und geht nun feiern, sooft er kann. Der Staat, sagt er, existiere nur noch da, wo das Regime herrscht. Und diese Stabilität sei alles, was für ihn zählt.

Die Menschen im Bus haben alle unterschiedliche Gründe dafür, dass sie das Regime unterstützen. Was sie eint – und hier sieht man den Erfolg der Strategie Assads, sich als das einzige wählbare Übel zu etablieren –, ist die Angst vor dem „Islamischen Staat“ (IS). Sie treibt viele Menschen zu Assad, nachdem schon Millionen aus

Angst vor den Gräueln des Krieges aus dem Land geflohen sind.

In diesen Tagen fällt im Norden die Rebellenbastion in Ost-Aleppo, unbarmherzig werfen russische und syrische Jets und Hubschrauber ihre Bomben ab, während schiitische Milizen Viertel um Viertel erobern. In Aleppo kämpft sich das Regime, unterstützt von Iran und Russland, zu einem militärischen Sieg, der für das Land zu einem Wendepunkt werden könnte. Wenn man die Menschen danach fragt, die an diesem Tag wandern gehen, wenn man von den Bomben spricht, die auf die Schulen und die Krankenhäuser von Aleppo fallen, dann antworten sie nur knapp.

Kinan sagt: Es ist halt Krieg.

Elida: Was bleibt der Regierung übrig? Sie müssen Damaskus doch verteidigen. Wir müssen doch leben.

Der Leiter der Gruppe sagt: Die Zivilisten in Aleppo sind selbst schuld, sie bieten den Terroristen Unterschlupf.

In Damaskus, der Heimat der Wandergruppe, gut 350 Kilometer südlich von Aleppo, ist das Leben auf den ersten Blick wie eh und je. Wer die Innenstadt besucht, erkennt den Krieg nur an den unzähligen Checkpoints und den Postern der Märtyrer. In den Souks, den verwinkelten Gassen der Altstadt, drängen sich Menschen, Teppiche und Handyhüllen liegen aus, es gibt Gold, Silber und Stände mit Spitzenunterwäsche und BH, deren Verschluss sich öffnet, wenn man in die Hände klatscht.

Die Köche in der Altstadt braten ihr berühmtes Kebab, in den Boutiquehotels werden, jetzt im Winter, wieder die Marmorfußböden der Innenhöfe geheizt, und noch immer kommen von weither Pilger, um die Umajjaden-Moschee zu besuchen. Das Publikum im prunkvollen Opernhaus trägt Anzug und Abendkleid, die Durchsagen kommen auf Englisch, Französisch und Arabisch. Als wäre Damaskus noch immer eine Weltstadt.

Am Platz vor der Oper steht seit Kurzem ein überdimensionierter Schriftzug: I love Damascus. Eine Werbekampagne, erdacht vom Stadtmarketing, zu der auch ein Marathon gehörte. Die Stadt wird in schicken Drohnenvideos präsentiert. Damaskus funktioniert, soll das alles sagen. Damaskus ist Assads Festung, sein größtes Pfund im Propagandakrieg. Es soll zeigen: Wo wir herrschen, ist das Leben intakt.

Man sieht deswegen in der Innenstadt auch keine Zerstörung. Wenn Granaten die Altstadt und die umliegenden Bezirke treffen, rücken nach den Krankenwagen gleich die Handwerker an. Kriegsspuren darf es nicht geben. Assad setzt alles daran, das Bild einer prosperierenden Metropole in den zerstörten Rest jenes Landes zu senden, das einmal Syrien war.

Nach zwei Stunden, die Sonne steht hoch am Himmel, passiert der Minibus mit

der Wandergruppe die Stadt Homs, in der einst die Rebellion aufblühte und die von Assad dafür brutal bestraft wurde. Homs ist heute zu großen Teilen eine Geisterstadt. Rauch steigt aus den Ruinen auf, die in der Ferne vorbeiziehen. Niemand aus der Phoenix-Wandergruppe nimmt davon Notiz. Stattdessen unterhalten sie sich über Bier. Dass die syrischen Brauereien jetzt alle zerstört seien und man nun Bier aus dem Libanon trinken müsse, welches nicht so gut schmecke wie das syrische.

Komm nach Latakia, ruft ein Wanderer von hinten aus dem Bus. Latakia ist die Hochburg Assads, das Ibiza Syriens, gelegen am Mittelmeer. „Auch in Aleppo gibt es tolle Partys. Immer noch!“, ruft der Gruppenleiter. Die Werbeclips von Partynächten in West-Aleppo, die das Regime zu Propagandazwecken veröffentlichte, stimmten durchaus, sagt er. Die Behörden hatten im September zwei bizarre Tourismusvideos produziert, die ein unberührtes West-Aleppo zeigen, gepflegte Grünanlagen, türkise Hotelpools und volle Nachtclubs.

Doch die Risse in dieser Erzählung sind schnell zu finden, auch in Damaskus. Die Wirtschaft ist am Boden, die Händler klagen über schrumpfende Umsätze, die 1,8 Millionen Flüchtlinge, die in der Stadt und ihrem Umland Zuflucht gesucht haben, fürchten den Winter, denn wenige können sich das Öl für die kleinen Metallöfen leisten, mit denen die Armen hier heizen und die gern mit lautem Knall explodieren. Manchmal wohnen bis zu zehn Familien in einem der alten Häuser der Altstadt.

Über den Geschäftsstraßen liegt das Dröhnen der Dieselgeneratoren, denn Strom gibt es nur stundenweise. In den Armenvierteln speichern die Menschen die wenige Elektrizität, die sie bekommen, in taiwanischen Autobatterien. Die Inflation frisst die Gehälter, zerstört die Mittelschicht. Ein Zehntel des Vorkriegswerts hat das Pfund noch. In Damaskus ist man entweder arm oder reich. Dazwischen gibt es wenig.

Assad versucht noch immer, sich als schützender Vater zu inszenieren, oben auf seinem Berg. Aber die Menschen sind verstört. Ein Psychiater berichtet, der Bedarf an Psychopharmaka habe stark zugenommen, und beklagt die Sanktionen, die den Nachschub behindern. In den Cafés erzählt man, dass sich viele Zivilisten nun Waffenscheine besorgten, denn die Kriminellen würden immer dreister.

Noch immer sitzen Hunderte Kämpfer des IS und der radikalislamischen Rebellengruppe Dschabhat Fatah al-Scham im ehemaligen Palästinensercamp Jarmuk in der Stadt, nur vier Kilometer entfernt von den Tanzflächen und Bars. Die Kämpfer haben das ganze Viertel untertunnelt. Sie kriechen unter den Stellungen des Gegners



Studentin Elida, Barkeeper Kinan beim Wandern: „Je weniger du weißt, desto besser dein Leben“

hindurch, und gelegentlich hallen Schüsse von Scharfschützen durch die zerstörten Häuserschluchten.

Wer nicht gezwungen ist hinzusehen, der versucht zu verdrängen. Viele der Jungen, die sich mit dem Krieg arrangiert haben, lesen keine Nachrichten mehr. Sie wollen gar nicht genau wissen, was in Aleppo passiert. „Je weniger du weißt, desto besser dein Leben“, sagt Kinan, der Barkeeper. Sie fliehen in ihre Fantasiewelten, sie gehen wandern, kiffen, schlucken Beruhigungsmittel, betrinken sich auf Partys oder schotten sich ab. Die meisten anderen haben das Land schon verlassen.

Man trifft in der Stadt aber auch viele Menschen, denen kein Lächeln mehr gelingen will. Es sind die Menschen, die Nachrichten verfolgen. Menschen, die sagen, das Leben hier finde nur noch in Schwarz und Weiß statt. Und die, egal auf welcher Seite sie stehen, müde sind. Traurig. Depressiert. Weil ihr Land stirbt.

Zehntausende andere wiederum sieht man gar nicht auf den Straßen. Sie verstecken sich in Wohnungen und Kellern. Vor dem Militärdienst, vor den Geheimdiensten, vor Folter und Tod.

Damaskus, ein Dreiklang aus Hedonismus, Angst und Untergang.

Der Bus der Wandergruppe hält im Nasara-Tal, dem Tal der Christen, an einem alten Mönchskonvent. Grüne Hänge, kleine Dörfer in der Nähe der libanesischen Grenze. Hier gab es schon lange keine größeren Kämpfe mehr. Das Ziel der Wande-

rung ist die Kreuzfahrerfestung Krak des Chevaliers.

Vier Stunden schlagen sie sich durch die kleinen Libanon-Eichen, von denen dornige Lianen in festen Bündeln ins Unterholz wachsen. Es wird viel gelacht. Über Ausrutscher auf dem matschigen Boden, über Bruno, den Schäferhund, und über Elida, die immer wieder fragt: „Wie sehe ich aus?“ Sie hat zwei kleine Bluetoothboxen dabei, aus denen Musik sheppert. Zwei Mi-8-Transporthubschrauber russischen Fabrikats fliegen durch das Tal, niemand weiß, was ihr Ziel ist. Sporadisch hallen Schüsse den Hang hinauf, keiner weiß, von wem sie stammen.

Kurz bevor die Sonne untergeht, kurz vor der Festung, wandern sie durch das Dorf Hassan. Es liegt in Trümmern. Die Häuser: verlassen und zerschossen. Elida



und Kinan halten sich an den Händen, auf deren Rücken noch der Stempel der Party der vergangenen Nacht prangt.

Später biegt der Bus wieder auf die Schnellstraße, zurück nach Damaskus. Es ist Freitagnacht. Die Jugend wird heute in die Bars in Bab Scharki und Bab Tuma strömen. Kinan muss an die Theke, und Elida hat Lust auf einen Joint.

Kinan hat seine Bar Nostalgie genannt, weil sich die Gäste an die schönen Tage vor dem Krieg erinnern sollen. Die Wände hat er mit Klinkerimitat tapezieren lassen, daran hat er Bilder von Bob Marley, den Beatles und Jimi Hendrix gehängt.

Noch vor einem Jahr sei in den Nächten nichts los gewesen, sagt er. „Jeder hatte Angst, das Haus zu verlassen.“ Damals gab es noch regelmäßigen Beschuss aus den von Rebellen kontrollierten Bezirken. Inzwischen reiht sich im Osten der Altstadt eine Bar an die nächste. Kinan weiß auch, warum. Weil nüchtern alles noch viel depressiver ist. „Die Leute kiffen wie verrückt, sie saufen und koksen und schmeißen Captagon, Speed in Pillenform ein“, meint er.

„Ich kümmere mich nicht mehr um das, was kommt“, sagt er und lächelt. Er weiß, dass die nie endende Party in Damaskus vielen pietätlos erscheint. Aber er sei nur einmal jung.

Exakt in diesem Augenblick schlagen in der Nähe drei Mörsergranaten ein, kurz hintereinander, dumpfe laute Explosionen. Kinan zuckt nicht einmal mit der Wimper.



Dessoushändler am Mardscha-Platz: Es gibt BH, die sich öffnen, wenn man in die Hände klatscht

Stattdessen macht er ein Bier auf. „Eine Bar in einem Bunker“, sagt er dann, „das wäre mein Traum.“

Die drei Mörsergranaten, stellt sich später heraus, sind ein paar Hundert Meter entfernt eingeschlagen: Die erste in einem Haus, das sich vier Flüchtlingsfamilien teilen, die zweite auf einem Spielplatz, die dritte vor dem Laden eines Barbiers; ein Metallsplitter hat ihm das Bein aufgerissen. Eine philippinische Haushaltshilfe hat ein Bein verloren. Granaten von Kämpfern aus Dschubar. Die Regierungstruppen hatten dort ihre Angriffe verstärkt.

Kinan arbeitete lange in einer Bank. Antibetrugseinheit. Doch als die EU und die USA im Frühjahr 2011 neue Sanktionen gegen Syrien verhängten und als dann ab 2012 der syrische Bürgerkrieg so nah an Damaskus heranrückte, dass viele zweifelten, ob Assad die Stadt würde halten können, brach die Wirtschaft ein.

Banker zu sein ergab keinen Sinn mehr. Im Juli eröffnete Kinan die Bar.

Schon am frühen Abend kommen die ersten Gäste. Eine Gruppe Studentinnen bestellt eine Flasche Whisky, keine Stunde später steht eine von ihnen auf dem Tisch und gießt Schnaps in kleine Gläser. Gegen neun nimmt Kinan sein Jackett und zieht los, um selbst zu feiern. Von den Angriffen des Tages redet keiner.

Er läuft in Richtung Bab Tuma, einem der alten Tore, das zur Altstadt führt. Autos drängen sich durch die schmalen Straßen in Richtung des neuen Ausgehviertels

Bab Scharki, wo Kirchen und Moscheen neben zweistöckigen Häusern mit windschiefen Erkern stehen. Es ist das wichtigste Viertel für die Christen der Stadt.

Mörser und Raketenhagel konnten sie nicht vertreiben, sie blieben der Regierung treu. Doch nun begehrt die Kirche wegen Ruhestörung auf. Das ausufernde Nachtleben ist ihr zu viel, die Autos der schiitischen Milizionäre, die für das Regime kämpfen und sich abends hier vergnügen, sind zu laut. Seitdem die Bars eröffnet haben, sagt ein Priester, würden immer mehr Christen fliehen. Man wolle sie hier vertreiben, vermutet er. Vor Kurzem wurde er von einem betrunkenen Milizionär angegriffen.

In der Bar La Marionnette, gedimmtes Licht, alte Filmplakate an den Wänden, sind alle Tische besetzt, vor dem Tresen steht man dicht gedrängt. Es läuft Musik des Berliner Labels Bar25. Kinan und Elida trinken Schnaps.

Ihr Syrien ist nicht jenes, das die Welt vergessen hat. Es ist nicht das Syrien, in dem ein Herrscher die eigenen Bürger bombardiert und aushungert. Nicht das Syrien der belagerten Vororte der Hauptstadt. Kinans und Elidas Damaskus wird geholfen, von der Hisbollah, von Russland, von Iran.

Aber der Krieg teilt die Stadt in zwei Teile, so wie er auch das Land teilt. In jene, die sich arrangieren, und die, die es nicht tun, nicht können oder nicht wollen. Es sind die, denen keiner mehr hilft. Die Men-

schen, die 2011 begannen, friedlich gegen das Regime zu demonstrieren, aus deren Protest eine Revolution hervorging, der die Welt in diesen Tagen beim Sterben zusieht.

In Dscharamana, einem ärmlichen Vorort an der südöstlichen Stadtgrenze, in dem sich zwischen roh verputzten Häusern Kabel über die Straßen spannen, lebt einer von ihnen. Ein Mann, der Houssam genannt werden möchte. Seine längste Wanderung im letzten Jahr war der kurze Weg zum kleinen Laden am Ende der Straße. Weiter kann er nicht gehen. Denn wie Zehntausende andere junge Männer in Assads Herrschaftsgebiet versteckt er sich.

Viele werden aus politischen Gründen gesucht, noch mehr verstecken sich, weil sie zum Wehrdienst einberufen wurden. Houssam will nicht für das Regime kämpfen, gegen das er 16 Jahre lang protestiert hat. Seit vier Jahren müsste er eigentlich zum Militär. Seitdem am 18. Oktober 2015 Soldaten in Zivil durch die Straßen zogen und Tausende Männer mitnahmen, verlässt er seine kleine Straße nicht mehr.

Houssam war Anwalt. Als 2011 die Proteste begannen, erwachte er aus einer politischen Lethargie, in die ihn seine letzte Haft gestürzt hatte. Er ging auf die Straße, protestierte. Unter Schmerzen, denn mit Plastikrohren hatten sie im Gefängnis damals seine Knie und seine Knöchel zu Brei geprügelt.

Dann begann der Krieg. Er wurde wieder verhaftet, gefoltert und entlassen. Man kann Houssam nicht zu Hause besuchen,



Palästinensischer Kämpfer an der Front im Stadtviertel Jarmuk: Nur vier Kilometer von den Tanzflächen im Stadtzentrum entfernt hallen Schüsse

es ist zu riskant für ihn, aber man kann ihn anrufen, und wir haben eine Woche lang täglich mit ihm gesprochen.

An diesem Sonntag, erzählt er, sitzt er wie jeden Tag in seiner kleinen Wohnung, in der er mit seiner Frau und seiner Tochter wohnt. Er lebt von Geld, das ihm seine Eltern und manchmal auch Freunde zustecken. „Der Winter kommt. Wie soll ich das Öl zum Heizen bezahlen?“, sagt er. Er fragt sich das fast jeden Tag. Es fehlt Geld für Lebensmittel, Miete, Öl. Aber seine Hauptsorge ist das Überleben.

„Du bist entweder mit dem Regime, oder du bist ein Feind. Du bist entweder Teil einer Miliz oder ein Mann mit Angst.“ Das Regime kontrolliere sein Gebiet unbarmherzig. „Wenn nicht die Geheimdienste dein Tun überwachen, dann tun es die Gesellschaft, die Nachbarn.“ Ein Sprichwort in Damaskus laute: Wir versammeln uns, um zu trinken, und wir sind trunken vor lauter Angst vor den anderen.

Er habe das Land nie verlassen wollen, sagt er. „Ich dachte, wir hätten noch eine Aufgabe: die Straßen zu füllen, bis das Regime verschwunden ist. Aber ich kann nicht mehr.“ Von den 50 Leuten, mit denen er sich zu Beginn des Aufstands regelmäßig in Wohnzimmern traf, um über Politik zu diskutieren, seien vielleicht noch zehn in Damaskus. „Die übrigen schickte man an die Front, um sie loszuwerden.“

An diesem Sonntag, erzählt er, habe seine Frau eine Freundin mit nach Hause gebracht. Ihr Sohn sei acht Jahre alt, ihre Tochter bei einem Mörserangriff gestorben und ihr Mann einberufen worden. Der Junge habe schwere Depressionen. Habe mehrmals versucht, sich umzubringen, er rede nicht mehr. Houssam sagt, er habe den Raum verlassen. „Ich kann solche Geschichten nicht mehr hören.“

Und heute habe er Nachrichten von Bekannten am Stadtrand erhalten. „Die Re-

gierung hat angefangen, die Rohbauten dort zu durchsuchen“, erzählt er. Es sind die Gebäude, in denen viele Flüchtlinge Schutz suchen. Ohne Türen, ohne Fenster, ohne Wasser, ohne Strom. Aber für 50 Dollar Miete im Monat. „Dort holen sie jetzt die Männer raus, die zum Militär müssen“, sagt Houssam. „Sie kommen immer näher“, sagt er, bevor er auflegt.

Und tatsächlich sitzen die Profiteure des Krieges nur wenige Hundert Meter von seinem Haus entfernt und werfen mit Geld buchstäblich um sich. Es sind die Milizionäre, die für Assad den Krieg führen, weil seine reguläre Armee längst nur noch in zweiter Reihe kämpft. Sie stützen das Regime, und sie gebärden sich in Damaskus, als wären sie die Herren im Land.

An einer Zufahrtsstraße nach Dscharama am Rande der Stadt, kurz hinter einer Zeile ausgebombter Häuser, reiht sich Bordell an Bordell: der „Mörser“, das „Miami“, „Kleopatra“, die „Rose von Fuat“.



Feiernde im Klub Z-Bar: Der Krieg zerstört die Stadt, und er sexualisiert sie

kragen des weißen Hemdes weit geöffnet. Auf dem Tisch hat er mit seiner Kreditkarte eine lange Linie Kokain gehackt und zieht sie sich nun mit einem 1000-Pfund-Schein in die Nase. Legt einem zweiten Mädchen eine zweite Linie und massiert sich den Rest des Stoffs routiniert ins Zahnfleisch. Niemanden kümmert es.

Auf der Bühne räkelt sich eine füllige Frau in einem engen, schwarzen Kleid, deren Gesicht sich hinter einem Panzer aus Make-up verbirgt. Sie singt von der Liebe.

In den Hosenbündeln der Männer stecken Neun-Millimeter-Pistolen. Einige halten Bündel Geldscheine in der Hand, aus denen sie zwischendurch mit großer Geste einen Schein pflücken und ihn auf die Bühne werfen, als Gage für die dicke Sängerin, als Zeichen ihrer Macht.

Es sind Offiziere der Armee, aber vor allem Männer der NDF, der Nationalen Verteidigungskräfte. Diese freiwilligen Milizen, die der Regierung unterstehen, führen ein kriminelles Eigenleben. Die NDF-Männer plündern, rauben, kidnappen, verkaufen Drogen. Das Regime ist machtlos. In einem Interview mit dem SPIEGEL sagt Ali Haidar, der Minister für Versöhnung, der Armee fehle die Kraft, dagegen etwas zu unternehmen.

Krieg erschafft immer Kriegswirtschaft, spült Geld in die Taschen der Günstlinge und der Handlanger. Die Milizen machen den Verfall des Staates zu Geld.

Rim, die Prostituierte von Tisch zwei, hat tätowierte Augenbrauen und schmale Lippen, die sie mit Lippenstift breiter malt, das mögen die Kunden. Sie ist 37 Jahre alt und hat zwei Töchter, die sie irgendwie durch diesen Krieg bringen muss. Vor sieben Jahren wurde sie von den Eltern ihres Exmannes aus deren Haus geworfen, nachdem er sie verlassen hatte. Zusammen mit einer der Töchter übernachtete sie erst auf

der Straße. Mittlerweile arbeitet sie im Violine Cabaret.

Sie zieht an ihrer Zigarette. „Es ist ein sicherer Job im Krieg“, sagt sie. Sie will die Ballettstunden ihrer Tochter bezahlen können und Essen auf den Tisch bringen. Das ist eigentlich alles.

Der Krieg zerstört die Stadt, er treibt ihre Bewohner in die Flucht, reibt sie auf. Und er sexualisiert sie auch. Wo das Morgen nicht sicher ist, zählt auch das Tabu nicht mehr viel. Und so knutschen Jugendliche auf den Straßen, wie es das früher nie gab, sie drängen sich in die Hauseingänge Bab Tumas. Und so kommen auch die Männer hierher nach Dscharamana.

In der Altstadt sitzen an diesem Abend Kinan und Elida, das junge Paar aus der Wandergruppe, in der Bar Zodiak. Sie trinken Schnaps zu lautem Techno. Am Nachmittag zuvor sind keine hundert Meter entfernt zwei Mörsergranaten eingeschlagen. Zwei Männer starben.

Als die beiden an der Stelle vorbeikamen, beseitigte ein Maler gerade die letzten Spuren. Sie trinken Schnaps auf Schnaps. Man lebt nur einmal. Yolo. Dann bringt Kinan Elida nach Hause, durch die malerischen Gassen, in denen gut gekleidete Menschen feiern und tiefergelegte Wagen sich ins Vergnügungsviertel Dscharamana aufmachen.

Damaskus ist, so absurd das klingen mag, noch immer eine schöne Stadt. Sie funktioniert. An der Oberfläche. Darunter blutet sie aus, zerreibt ihre Bewohner, die sich ängstlich hinter dem Herrscher auf dem Berg versammeln. Oder fliehen. Oder sterben.

Mitarbeit: Riham Alkousaa



Videoreportage:
Eine Nacht in Damaskus

spiegel.de/sp502016damaskus
oder in der App DER SPIEGEL

Dicke Geländewagen mischen sich zwischen die ächzenden Taxis, schwere Mercedes-Limousinen schleichen umher, die Scheiben getönt.

Schon immer gab es in Damaskus Bordelle. Am Mardscha-Platz, gleich neben der Altstadt, standen einst die Zuhälter und flüsterten den Vorbeieilenden zu: „Is-tiraha?“, Pause? Die oberen Stockwerke der Hotels waren für die Prostituierten reserviert. Dem jungen Assad gefiel das nicht, Mitte der Nullerjahre ließ er die Prostitution einschränken. Doch seit der Krieg nach Syrien kam, floriert das älteste Gewerbe der Welt wieder.

Die Bordelle sind die letzte Stufe des Eskapismus. Hier betäuben sich jene, die den Krieg führen, die töten und foltern, plündern und rauben.

Im Violine Cabaret stolpert eine abgemagerte Prostituierte in einem rosa Frotteerock an einen Tisch. Ein Mann in einem schwarzen Jackett sitzt dort, der London-

Es war einmal eine Nation

Syrien Das Regime von Baschar al-Assad beherrscht nach dem Fall Aleppos erstmals wieder alle großen Städte des Landes. Ist eine Versöhnung der Bürgerkriegsparteien möglich? Eine Reise durch den Rumpfstaat. Von Fritz Schaap (Text) und Christian Werner (Fotos)

Der Osten Aleppos ist eine groteske Trümmerlandschaft, in der an einem eisigen Januarabend fünf Männer um eine zerbeulte Ofentonne in einer Fleischerei stehen.

Ihre Hosen sind schmutzig, ihre Gesichter verrußt, schon lange gibt es kein fließendes Wasser mehr. Jeden Abend wärmen sich die Männer hier auf, verheizen Tischbeine und Stühle aus den Ruinen, denn in den Überresten ihrer Wohnungen gibt es keine Öfen.

Die Angst sei endlich weg, sagt Ahmed Tubal, der Besitzer der Fleischerei, nach über vier Jahren Herrschaft verschiedener Rebellengruppen über ihr Viertel Schaar. Nachdem die syrische und die russische Luftwaffe die halbe Stadt zu Schutt gebombt haben, um dem ein Ende zu bereiten.

Die Rebellen und ihre Unterstützer haben die Stadt verlassen, und nach dem Sieg des Regimes sind jene geblieben, die auf der Seite von Baschar al-Assad stehen. „Die Bombardierungen mussten sein, um die Islamisten zu vertreiben“, sagt Tubal, ein kleiner Mann mit müden Augen. „Sonst wären die doch nicht gegangen.“ Die anderen Männer stimmen lautstark zu. „Wir waren so erschöpft. Es sollte einfach aufhören. Wenn dafür alles noch weiter zerstört werden musste, dann war das eben der Preis.“

Wer Assads Syrien besucht, diesen Rumpfstaat um die großen Städte im Westen, den der Diktator dank russischer und iranischer Unterstützung wieder kontrolliert, der betritt eine apokalyptische Welt. Schwere Mercedes-Sattelschlepper fahren Wassertanks durch Aleppos Ruinen, in den Straßen patrouillieren leichte Panzer, auf denen russische Soldaten sitzen. Im Fernsehen ist oft Assad zu sehen, in den Augen vieler Menschen spiegelt sich Angst.

Die Reise führt in die drei großen Städte im Norden und Westen: Aleppo, Latakia, Homs. Aleppo, das zum Sinnbild des brutalen Bombenkriegs wurde. Latakia, die Regimehochburg am Mittelmeer, vom Krieg weitgehend unberührt und noch immer beliebtes Reiseziel im Sommer. Und Homs, das einst ein Zentrum des Aufstands war, zerstört wurde und nun zum Modell für den Wiederaufbau werden soll.

Wenn Journalisten durch Syrien reisen, können sie sich nicht frei bewegen. Offiziell dürfen nur Orte besucht werden, für

die man aus Damaskus eine schriftliche Erlaubnis mitbringt. Man darf nur Menschen treffen, die dem Regime genehm sind. Sonstige Treffen müssen heimlich stattfinden. Meist werden Aufpasser abgestellt, die einen begleiten.

In Aleppo gibt es nur eine Aufpasserin für internationale Journalisten, fast immer redet man mit den Menschen unbeaufsichtigt. In Latakia dagegen hat man eine Militäreskorte und in Homs zwei Aufpasserinnen. Auch ohne direkte Überwachung stellt sich immer wieder die Frage, ob die Menschen sagen, was sie wirklich denken, oder ob Angst ihre Worte lenkt.

Nach dem Wunsch des Regimes sollen die Besucher wohl zu folgendem Ergebnis kommen: Baschar al-Assad ist der Einzige, der das Land wieder zusammenbringen kann. Aber was denken die Menschen wirklich? Welche Hindernisse stehen Versöhnung und Wiederaufbau im Weg? Und ist nicht Assad selbst das größte Hindernis?

1. Aleppo

„Das hier war ein sicheres Viertel“, sagt Ahmed Tubal, der Fleischer. „Bis sie kamen.“ Er zertritt ein Stück Spanplatte, die er dann in die Ofentonne legt. Es war zu Beginn des Ramadan 2012, sagt er, als der Krieg zu ihm kam. Vor seinem Haus schoss ein vermummter Kämpfer mit einer Panzerfaust auf ein vorüberfahrendes Auto. Vier Menschen verbrannten darin. Tubal konnte ihre Gesichter noch erkennen, sie verfolgen ihn bis heute.

Er rannte in den nächsten Laden, kaufte Brot, Eier, Fett und Reis für sich, seine Frau und die zwei Kinder. Dann verließen sie ihre Wohnung 20 Tage lang nicht. Bis die Vorräte aufgezehrt waren und sie lernen mussten, mit dem Krieg zu leben.

Die Rebellen, die Teile Aleppos eroberten, stammten vor allem aus dem Umland, und sie bestanden aus verschiedensten Gruppierungen, manche moderat, andere extremistisch. Viele Gruppierungen wurden im Lauf der Jahre religiöser.

In seinem Viertel, sagt Tubal, hätten die Kämpfer bald den Alkohol verboten und später auch Zigaretten. Da er ein gläubiger Mensch sei, habe ihn das nicht gestört. Aber als der Anführer ein paar Wochen später zum Freitagsgebet mit einer Kalaschnikow erschien, da wurde es ihm zu viel. Tubal hörte auf, in die Moschee zu

gehen. Seine Kinder nahm er aus der Schule. Die Gehirnwäsche der Islamisten, sagt er, bekomme man sonst nicht mehr aus ihren Köpfen.

Während Tubal und vier weitere Männer sich wärmen, dröhnt aus der Ferne das Grollen der Luftschläge. Ein Mann nähert sich dem Feuer. Klein, die Haut wie Leder. Erst lächelt er, dann weint er. Er stottert unverständliche Worte und starrt mit aufgerissenen Augen in die Glut. „Das ist Mohammed“, sagt einer der Männer. „Er hat zwischen den Bomben den Verstand verloren.“ Der Mann weint, lacht, weint, dann läuft er weiter, bis er zwischen den dunklen Ruinen verschwindet.

Der Westen Aleppos, der die ganze Zeit in der Hand des Regimes war, liegt wenig beschädigt an den Hängen der Hügel. Der





Ruinen in der Stadt Homs: Auf der Asche der Toten soll neues Leben blühen

Osten, den die Rebellen kontrollierten, samt der Altstadt und den berühmten Märkten, ist ein Mahnmal des Kriegs. Dennoch kehren Menschen zurück in zerstörte Viertel, sie eröffnen Läden, tragen Matratzen in zerbombte, kalte Wohnungen.

Russische Soldaten räumen Minen der Rebellen aus den Häusern, demontieren riesige Wagenburgen aus aufgestapelten Bussen. In den Nebenstraßen liegen selbst gebaute Sprengfallen am Straßenrand, die die Rebellen bei ihrem Abzug zurückließen. Kinder spielen neben Gasflaschen, die zu Granaten umgebaut wurden.

Strom gibt es in der ganzen Stadt nur aus Generatoren. Die Straßen sind Schneisen durch den Schutt, auf allem liegt ein Schleier aus Asche und Staub. Gelegentlich stehen einzelne Menschen auf den

Straßen, verloren, still und traurig, herumirrende Überlebende.

Das Viertel von Ahmed Tubal, dem Fleischer, kontrollierte bis zum Dezember die Miliz Dschabhat Fatah al-Scham, eine extremistische Rebellengruppe, die laut Uno etwa zehn Prozent der Kämpfer in Aleppo ausmachte. „Tritt der Fatah-Armee bei“, steht in großen Lettern auf dem Fußboden einer Wohnung, der nun statt der Fassade des Hauses lotrecht nach unten hängt, als hätte ein wahnsinniger Gott mit einer Axt auf das oberste Stockwerk geschlagen.

„Zu allem schrien sie Allahu akbar“, sagt Tubal, „Gott ist groß“. „Sie gingen in Läden, schrien Allahu akbar, nannten den Besitzer ungläubig und beschlagnahmten alles. Sie sagten: Du bist die Frau eines Polizisten, schrien Allahu akbar und nah-

men sich die Frau. Und dann kamen immer mehr Ausländer, immer seltener waren die Kämpfer Syrer.“ Wer nicht regelmäßig in die Moschee ging, musste für 15 Tage ins Gefängnis. „Allahu akbar hier, Allahu akbar dort“, sagt er verächtlich.

Einen seiner Bekannten hätten sie erschossen, als es zum Streit beim Zigarettenkauf kam. Einen jungen Verkäufer hätten sie hingerichtet, ein paar Hundert Meter die Straße hinunter, weil er gesagt habe, bei ihm könne nicht einmal der Prophet auf Kredit kaufen: Blasphemie.

Geschichte wird von Siegern geschrieben. Jeder im Viertel will nun gegen die Rebellen gewesen sein. Die, deren Meinung eine andere war, sind verstummt oder nicht mehr hier, um ihre Geschichten zu erzählen. Assad hatte in Aleppo aber



Besucher des Cafe Moscow in Latakia: Der Inhaber ist den Russen so dankbar, dass sie bei ihm nicht zahlen müssen

stets auch viele Unterstützer. Das erklärt die Erleichterung, die aus vielen Menschen spricht. Aus ihrer Sicht wurde der Krieg von außen in ihre Stadt hineingetragen. „Sie haben uns unser Viertel gestohlen“, sagt Tubal.

In Syrien herrscht ein Bürgerkrieg, in dem eine mehrheitlich sunnitische Opposition einem Regime gegenübersteht, das alawitisch geprägt ist. Dessen Strategie lautete von Anfang an: Nur wenn man bis zum Äußersten geht, wird man gewinnen. Das zeigen die Hunderttausenden zivilen Opfer durch die Luftangriffe des Regimes, das zeigt aktuell ein Bericht, den Amnesty International veröffentlicht hat. Im Militärgefängnis Saidnaja bei Damaskus sind demnach seit 2011 bei Massenhinrichtungen bis zu 13 000 Menschen getötet worden, es komme dort zu systematischen Folterungen und Vergewaltigungen.

Das Regime setzt auf Vernichtung, nicht auf Versöhnung. Mithilfe seiner mächtigen Verbündeten gelangen Assad militärische Siege – aber eine Zukunft?

Auf einem Balkon gegenüber Tubals Fleischerei klimpern die Reste eines Kronleuchters im Wind. Dann kommt der kleine Hamzi, wie jeden Tag, ein Junge aus

der Nachbarschaft. Jemand möge die Rakete aus seinem Kinderzimmer entfernen, die dort seit Wochen liege. Er habe Angst, traue sich nicht in das Haus. Wo seine Eltern sind, weiß er nicht.

Matt beleuchtet das Licht aus Tubals Laden die Straße, über der ansonsten tiefe Dunkelheit liegt. Jungs spielen Fangen,

nicht mit einem Ball, sondern mit einer großkalibrigen Patronenhülse. „Eine ganze Generation“, sagt Tubal, „ist verloren.“

2. Latakia

Fünf Stunden dauert die Fahrt nach Latakia, dabei sind es nur 144 Kilometer, aber es ist eine Reise in eine andere Welt.

Busse, Autos, Panzer drängen sich auf der einzigen Straße, die Aleppo mit dem Rest von Assads Syrien verbindet. Nicht weit im Osten lauert der IS, im Westen herrschen Rebellen.

Die Straße passiert zerstörte, menschenleere Dörfer, dann führt sie am Dschabul-See vorbei nach Süden. Ausgebrannte Panzer und Busse flankieren den Weg. Vereinzelt ragen nicht explodierte Raketen wie Kakteen aus dem kargen braunen Boden. Auf den Hügelkuppen neben der Straße hat die Armee Festungen aus Geröll und Schrott errichtet.

Latakia liegt hinter dem Küstengebirge, und hier ist fast alles, wie es immer war. An der Corniche werfen die Männer noch immer jeden Morgen ihre Angeln ins Meer, selbst wenn die Winterbrandung auf die Küste drückt. Viele Ferienhäuser sind frisch gestrichen, die Geschäfte laufen,





Junge in Ost-Aleppo: „Eine ganze Generation ist verloren“

selbst die Ladenöffnungszeiten hat man verlängert, weil, so heißt es, die Besucher aus Aleppo gern spät einkaufen gehen.

Die bedeutendste Hafenstadt Syriens ist bekannt für ihre Strände und Luxushotels. Sie wird geschützt von den Russen, die seit 2015 hier einen Luftwaffenstützpunkt unterhalten. Der Krieg hat Latakia nur zu Beginn und nur kurz erreicht. Die Stadt gehört zum Kernland der Alawiten, jener religiösen Minderheit, der auch Präsident Baschar al-Assad angehört. Seine Familie beherrscht Wirtschaft und Schmuggelrouten. Es gibt große Armut in Latakia, aber auch unglaublichen Reichtum. Es werden neue Restaurants gebaut, Cafés eröffnet, Partys gefeiert.

Auf einem Barsessel in einem Fünf-Sterne-Hotel sitzt Ghaith Salman, hellblauer Adidas-Trainingsanzug, kurzes Haar, und er ist sauer. „Warum regt sich alle Welt über uns auf?“, fragt er. „Dürfen wir nicht leben, nur weil in Aleppo Menschen sterben?“ Während im vergangenen November Bomben auf Aleppo fielen, während dort Tausende ihre Häuser und ihr Leben verloren, veranstaltete Salman in Latakia die zweite syrische Fashion Week. Die einheimischen Models hatte er selbst ausgewählt, junge Designer stellten ihre Kolle-

ktionen vor: Hotpants, Overknee-Strümpfe und Jacketts mit Goldapplikationen. Das sei zynisch, hieß es in arabischen Medien. Der Vorwurf wurmt ihn noch immer.

„Was interessiert mich Aleppo“, sagt er und streckt sich. Um sein Handgelenk baumelt eine Männerhandtasche. In der Hotellobby laufen Videos, die volle Strände zeigen, Kinder, die Sandburgen bauen, und Paare, die im Stroboskop-Licht tanzen. Aufnahmen aus dem letzten Sommer – gedreht in Latakia.

Am Tisch hinter Salman sitzen zwei lokale Aufseher, die vom Regime abgestellt wurden. Am Nebentisch macht sich die Aufpasserin vom Informationsministerium in Damaskus geflissentlich Notizen. Salman muss nicht eingeschüchtert werden. „Die Presse lügt“, sagt er. Sie lüge über ihn und die Fashion Week und logischerweise auch bei anderen Dingen.

„Es wird gelogen, um Assad zu schaden!“, sagt er. Die Gräueltgeschichten über die Bombardierung Aleppos seien Fake News, gestreut von Feinden der Regierung. Die Aufpasser nicken zustimmend. „Soldaten sterben, damit wir leben können“, sagt Salman, „wenn wir ihnen eines schuldig sind, dann ist es zu leben.“

Als es dunkel wird und der Wind vom Land aufs Meer dreht, zieht Salman weiter ins Cafe Moscow. Dort müssen die Russen nicht zahlen, weil ihnen der Inhaber so dankbar ist für den „Frieden“, den sie bringen. Er hat den Laden nach dem ersten Veto der Russen gegen Uno-Sanktionen in Syrien 2011 so benannt. Die Militärs haben ihm dafür eine Uniform geschenkt, die er in dem kleinen Kabuff aufbewahrt, in dem er schläft und sich auf seine Juraprüfungen vorbereitet, die ihn später einmal nach Russland bringen sollen.

Die Kriegsverbrecher der einen sind die Helden der anderen. Auch Salman liebt die Russen. Ihretwegen werden seine Models dieses Jahr wieder laufen können. Wenn alles vorbei sei, sagt er, würden sich die Syrer schon wieder zusammenraufen. Wie das gehen soll, weiß er aber nicht.

3. Homs

Wie sich das Regime die Zukunft vorstellt, kann man in Homs sehen. Der Highway führt in Richtung Süden an der dicht besiedelten Küste entlang. Vorbei an unbeschädigten Dörfern, Orangenhainen, Gewächshäusern; auf Dächern schaukelt Wäsche im Mittelmeerwind. Vorbei an Tartus,

wo die Flotte der Russen liegt und gerade ein Luxusresort eröffnet worden sein soll. Die Alawiten, die hier leben, haben viele Söhne in der Armee verloren. Sichtbare Schäden hat der Krieg nicht hinterlassen.

Die Straße führt nach Osten, auf die Berge zu, deren schneebedeckte Gipfel in der Ferne strahlen. Je näher man Homs kommt, desto mehr zieht es einen zurück in den Abgrund des Krieges.

Etwa zwei Drittel von Homs sind heute eine Ruinenlandschaft. Hier war einst das Zentrum der syrischen Revolte. Wenige Wochen nachdem im März 2011 in Daraa die friedlichen Proteste begannen, strömten in Homs, einer zur Hälfte sunnitischen Stadt, die Menschen auf die Straße. Das Regime antwortete mit brutaler Härte. Demonstranten wurden erschossen, Panzer fuhren auf. Drei Jahre lang war die Stadt heftig umkämpft, bis der größte Teil der Rebellen im Mai 2014 abziehen durfte. Homs ist seither unter Assads Kontrolle. Nur in einem Stadtteil haben sich einige Aufständische verschanzte, mit denen ein Waffenstillstand vereinbart wurde.

Wie später in Aleppo wurden ganze Viertel in die Unbewohnbarkeit gebombt. In den Gegenden, die in Rebellenhand waren, ragen Häuserskelette in die Luft, man wird sie nur noch abreißen können. Man denkt: Dresden 1945. Und: Stalingrad.

Die Stadt soll nun wiederaufgebaut werden. Die Uno hat dafür ein Programm aufgelegt, es ist das erste dieser Art in Syrien. Geleitet wird es von Ghassan Jansiz, unter den Beratern ist seine Frau, Marwa Al-Sabouni, eine 35-jährige Architektin. Sie läuft in schlanken Lederschuhen durch das historische Zentrum der Stadt, in dem sich einst die Bewohner drängten. Es ist menschenleer, es herrscht Friedhofsruhe.

Die mächtigen Kuppeln des Römischen Bads haben den Bombardements standgehalten. Sabouni betritt es vorsichtig, dann hält sie an, in einem kleinen Nebenraum. Am Boden liegt überall Asche, 30 Zentimeter hoch, es sind die verbrannten Überreste von Holzbänken und Tischen und Dutzenden Leichen, deren Reste hier gefunden wurden. Sabouni sagt dazu nichts. Stattdessen zeigt sie auf eine verkohlte Platte. „Ich denke, dieses Mosaik werden wir retten können.“

Homs, so will es die Regierung, soll zu einem Symbol des Neuanfangs werden für Syrien. Auf der Asche der Toten soll neues Leben blühen.

Aber ob das gelingen kann? Selbst Sabouni ist skeptisch. „Die Stadt ist finanziell am Ende. Viele Familien sind schon zu lange weg, sie haben sich woanders ein neues Leben aufgebaut.“ Die Leute hätten Angst, hier neu anzufangen. Alles werde überwacht. Jeder sei misstrauisch und frage sich, was der andere wirklich im Schilde führe. Homs ist ein Symbol,

aber nicht ganz so, wie es sich das Regime vorstellt.

Die Architektin geht aus der Altstadt hinüber nach Chalidija, ein Viertel, das Regierungstruppen im Juli 2013 nach heftigen Kämpfen zurückeroberten. Dabei erzählt sie von früher.

Als der Krieg sie vor fast fünf Jahren erreichte, sagt sie, habe sie mit ihren Kindern im Wohnzimmer gespielt. Sie lebte, wie heute, in einer kleinen Nebengasse der Midan-Straße, eines der wenigen halbwegs intakten Viertel. Gegenüber ein kleiner Gebäckladen, unten verkauft ein alter Mann Plastikteller und Becher. Dann schlug vor ihrem Haus eine Mörsergranate ein. Nachdem das Krachen verhallt war, blickte sie aus dem Fenster. Dort, wo vor zehn Minuten die Schulfreunde ihrer Tochter einen Ball gegen die Wand geschossen hatten, lagen jetzt die Leichen der Kinder.

Sie wird den Tag nie vergessen, sagt sie. Die Leute begannen aus ihrem Viertel zu fliehen. Aber Sabouni wollte nicht gehen. Die Front verlief zweieinhalb Jahre lang nur ein paar Straßen weiter. Sie verließen das Haus fast nie. Sie erklärte den Kindern, wie die Anflugrouten der Jagdbomber verliefen und wer von wo nach wo schoss, um ihnen die Angst zu nehmen. Sie lasen bei Kerzenlicht, während die Explosionen vor der Tür alltäglich wurden. Sie schrieb ihre Doktorarbeit über die Stereotypisierung islamischer Architektur. Sie studierte, was vor ihrem Fenster zu Schutt zerbombt wurde. „Es war natürlich nicht so schlimm wie hier“, sagt sie und schaut fassungslos auf den alten Platz von Chalidija.

Sträucher wachsen zwischen dem aufgesprengten Asphalt. Wo einst Häuser standen, liegen Geröllhaufen. Es herrscht fast vollkommene Stille.

Ein paar Straßen weiter ist Hissam Jabbour wieder in sein altes Haus gezogen. Zwei kleine Räume im Erdgeschoss, zusammen zwölf Quadratmeter, konnte er wieder herrichten. Sofas, vier schmale Matratzen, ein Gaskocher. In den Trümmern des ersten Obergeschosses füttern seine Kinder ein weißes Kaninchen. Die Aufpasserin vom Informationsministerium kennt ihn und seine Frau, sie kommt gern mit Journalisten hierher.

Das Ehepaar erzählt brav, dass es froh über den sogenannten Versöhnungsdeal

sei, der dazu führte, dass die Rebellen im Mai 2014 aus der Stadt abzogen. Aber Jabbour sagt auch: „Sie haben unser Land zerstört. Das kann man nicht verzeihen.“

In Syrien seien doch alle glücklich gewesen vor dem Krieg. Es habe gar keinen Grund gegeben zu kämpfen.

„Die Menschen glauben, was sie glauben wollen“, sagt die Architektin Sabouni ein paar Straßen weiter, als gerade keiner der Aufpasser hinhört. Ihre eigenen Erinnerungen an früher seien verschwommen. „Als liege ein Nebel über allem, was vor dem Krieg war.“ Natürlich sei nicht alles gut gewesen vor dem Krieg. Sie wolle jene Jahre nicht verklären. So, wie es immer mehr Syrer machten.

Es gibt eine Fraktion in der Stadtregierung, die dafür ist, die Altstadt so zu belassen, wie sie jetzt ist. Die Steine, die Asche, die Patronenhülsen, die Knochensplitter, das Trümmerfeld. Als Mahnung: Ihr habt den Rebellen eure Stadt gegeben, nun lebt mit den Konsequenzen. Sabouni aber ist überzeugt, dass der Wiederaufbau ein wichtiger Schritt zur Versöhnung sei. Man müsse die Wunden schließen, die der Krieg in die Städte gerissen hat, dann könnten auch andere Wunden heilen. Die Architektur müsse dazu beitragen, sagt sie, die Bruchlinien zu kitten zwischen den Religionen und Schichten.

Doch kann Architektur eine Gesellschaft versöhnen, die gewaltsam auseinandergebrochen ist? Sabouni zögert einen Moment. „In Deutschland, nach dem Zweiten Weltkrieg, gab es einen gemeinschaftlichen Geist“, sagt sie, „einen kollektiven Willen, das Land wiederaufzubauen.“ Dieser Gemeinschaftssinn fehle hier. „Es gab schon vor dem Krieg keine gemeinsame syrische Identität.“

Homs war immer konservativer als Damaskus. Die Anhänger der verschiedenen Religionen waren oft unterschiedlicher Meinung. Doch was ihnen gelang und worauf sie in Homs und in ganz Syrien immer stolz waren: Die Menschen lebten friedlich nebeneinander.

Die religiösen Spannungen sind heute stark wie nie zuvor. Nicht jeder darf in die zerstörte Stadt zurückkommen. Den Sunniten, die mehrheitlich den Aufstand gegen Assad unterstützten, wird die Rückkehr in ihre alten Wohnungen schwer gemacht. Die Beamten des Regimes, die regierungstreuen Milizen, die in einzelnen Vierteln das Sagen haben, wollen sie fernhalten.

Wer zurückkommen will, muss sich überprüfen lassen. Oft reicht es, dass ein Verwandter mit den Rebellen sympathisiert hat, um jemandem die Rückkehr zu verweigern. „Viele trauen sich gar nicht erst, den Antrag zu stellen, sie befürchten, verfolgt zu werden“, sagt ein Mann, der anonym bleiben möchte. Der Vorwurf re-



Die beiden Autoren haben ihre Reise durch Syrien mit einer 360°-Kamera dokumentiert – scannen Sie den QR-Code und sehen Sie die Visual Story „Leben in Trümmern“
spiegel.de/sp072017/syrien



Einwohnerinnen von Ost-Aleppo: Jeder will gegen die Rebellen gewesen sein



Küstenpromenade in Latakia: Große Armut, unglaublicher Reichtum



Straßenszene in Homs: Wenig Raum für Versöhnung

ligiöser Säuberungen und Umsiedlungen steht im Raum.

Im Wiederaufbauplan von Homs ist kein Platz für jene, die einst auf die Straße gingen, um ihre Rechte einzufordern. Sunniten sehen darin eine erneute Bestrafung durch das Assad-Regime.

Für Talal al-Barazi, den Gouverneur von Homs, ist das alles kein Problem. Er ist ein treuer Anhänger Assads, ein Mann mit mildem Lächeln. Er lädt zur Audienz in sein mit Holz ausgekleidetes Büro. „Die Leute geben die Waffen ab, werden überprüft, und wer sich nicht strafbar gemacht hat, darf zurück“, sagt er.

Aber was heißt: nicht strafbar gemacht? Die Kämpfer und Sympathisanten der Opposition fürchten Gefängnis, Folter und Tod. Im besten Fall müssen sie damit rechnen, gegen ihren Willen in Assads Armee eingezogen zu werden.

Während der Gouverneur erzählt, wie geschickt er den „Versöhnungsdeal“ – den freien Abzug für die Rebellen – in Homs eingefädelt hat, offenbart er das militärische Kalkül, das dahintersteht: „Es ist besser, den Feind an einem Ort zu konzentrieren und ihn dann effektiv zu bekämpfen.“ Wie im Nordwesten des Landes, um die Stadt Idlib, wo nun die meisten Rebellen versammelt sind und sich die Luftangriffe der Russen konzentrieren.

In der Logik des syrischen Regimes hängen Versöhnung und Vernichtung eng zusammen – erst wenn die Feinde getötet sind, kann das Land befriedet werden. Der Aufstand gegen Assad kam dieser Vorstellung nach nicht aus dem Innern der Gesellschaft, verantwortlich sind „Terroristen“.

Ein syrisches Sprichwort besagt: Wenn man eine Lüge nur oft genug wiederholt, wird sie zur Wahrheit. Eine Reise durch Syrien, begleitet von Baschar al-Assads Aufpassern, zeigt, dass sich die wahre Meinung vieler Syrer hinter Angst verbirgt, dass das Leid der anderen Seite ausgeblendet wird. Sie zeigt, dass Assads Regime womöglich den Krieg gewinnen kann, aber wenig Raum für Versöhnung schafft. Es hat keinen Platz vorgesehen für jene Bürger, die vor bald sechs Jahren auf die Straße gingen und gegen einen Herrscher aufstanden, der seine Gegner systematisch foltert und den Bürgern keine Stimme gibt.

Viele Anhänger des Regimes trauern nostalgisch einer Koexistenz nach, die aus ihrer Sicht funktioniert hat. Aber den Rebellen bietet die Regierung wenig mehr als Unterwerfung.

Zehn Jahre Krieg, sagt der Gouverneur von Homs, Talal al-Barazi, könnten ein Volk nicht entzweien, das Tausende Jahre lang mit all seinen religiösen Gruppen friedlich funktioniert habe. Es werde bald alles wieder so wunderbar werden wie vor dem Krieg: ein friedvolles Miteinander, in dem alle glücklich seien.

In der Hand der Gangster

Syrien Diktator Assad verliert die Kontrolle über seine Gebiete: Milizen dominieren inzwischen weite Teile des Landes. Ihre Kämpfer schmuggeln, rauben, entführen. Niemand kann sie stoppen, denn die Armee braucht sie. *Von Fritz Schaap (Text) und Christian Werner (Fotos)*

An einem kühlen Morgen steht ein alter Mann draußen auf der Straße an seiner Espressomaschine, im Osten Aleppos. Es ist kurz nach acht, die Stadthälfte, im Dezember vom Regime zurückerobert, erwacht zum Leben. Gemüsehändler kommen hervor und stellen ihre Kisten auf Trümmer, die vor ihren Läden liegen. Menschen schaufeln Schutt von den Straßen.

Den Namen des Mannes mit der Espressomaschine sollte man nicht nennen, er wäre sonst wohl bald tot. In einem Blechanister neben seiner improvisierten Kaffeetheke brennt ein Feuer, über dem er sich die Hände wärmt. Vor einigen Wochen, sofort nach der Rückeroberung des Viertels, kam er zurück zu seiner kleinen Werkstatt, in der er bis vor Kurzem Motorräder repariert hat – aber da war es schon zu spät. Er sah sofort, dass jemand das Schloss aufgeschossen hatte.

Drinnen traf er auf uniformierte Kämpfer einer regimenahe Miliz. Sie seien gerade dabei gewesen, ein Motorrad, sein deutsches Werkzeug und sämtliche Ersatzteile aus der Garage zu schaffen, sagt er. Zwei der Milizionäre hätten ihm wortlos mit ihren Kalaschnikows gedroht. Er konnte nur gehen, während die Männer sein Hab und Gut auf ihren Pick-up luden.

Während er davon erzählt, treten andere Zivilisten an sein Feuer, sie nicken. Einer, dem ein Gemischtwarenladen gehört, klagt: Kaum seien die Soldaten der regulären Armee abgezogen, hätten Milizionäre seinen Laden leer geräumt. Ein anderer Mann erzählt, ebensolche Milizionäre hätten seinen Bruder ermordet. Der Bruder habe verwundet im Bett gelegen, da seien fünf Kämpfer in die Wohnung eingedrungen. „Bring ihn raus“, hätten sie zu ihm gesagt, die Wohnung gehöre jetzt ihnen. Er habe geantwortet, sein Bruder könne nicht gehen. Da habe einer der Milizionäre seine Waffe genommen und dem Bruder in den Kopf geschossen. Und dann hätten die Krieger die Wohnung geplündert.

Immer mehr Männer aus dem Viertel versammeln sich jetzt um die Kaffeemaschine und erzählen von Plünderungen – bis ein Milizionär die Straße entlangkommt. Auf seiner Uniform prangt ein goldener Falke: das Emblem der Desert Hawks, einer der beiden mächtigsten Milizen in Assads Herrschaftsbereich. Die Männer am Feuer verstummen.

Seit Monaten schon ist die Armee Baschar al-Assads in weiten Teilen Syriens

auf dem Vormarsch. Doch die militärischen Erfolge sind nur möglich, weil die Truppen des Diktators massive Hilfe bekommen: aus Iran, aus Russland – und von Milizen aus dem eigenen Land. Diese übernehmen nun die Kontrolle in vielen Gebieten, sie morden, sie plündern, sie schikanieren Zivilisten. Niemand kann sie stoppen, auch Assad nicht, denn sie sind inzwischen stärker als er. Die Milizen sind die wahre Macht in Syrien geworden.

Schon lange vor Beginn des syrischen Aufstands 2011 setzte Assad, der zur Glaubensgruppe der Alawiten gehört, vor allem auf die Loyalität der eigenen Glaubensbrüder in den oberen Rängen der Streitkräfte und Geheimdienste. Doch die Alawiten stellen nur zwischen 12 und 15 Prozent der syrischen Bevölkerung. Und ab 2012 schrumpfte die Armee rapide, weil Zehntausende desertierten, Wehrpflichtige nicht mehr zum Dienst antraten, viele starben. Im September 2015, nach dem Kriegseintritt der Russen, habe die syrische Armee schließlich nur noch 6000 kampffähige

Die Gruppen verdienen am Krieg, und in ihren Machtbereichen regiert die Angst.

Soldaten gehabt, so Charles Lister vom Middle East Institute in Washington, der sich auf vertrauliche Aussagen russischer Offizieller stützt.

Um die regulären Truppen zu schonen, ging das Regime schon früh einen faustischen Pakt ein: Bewaffnete Loyalisten durften ihre eigenen Milizen gründen. Vielfach wurden so aus den Führern von Schmuggleringen und kriminellen Gangs lokale Machthaber, die im Austausch für Loyalität zu Assad nun ungehindert ihre Geschäfte ausweiten konnten.

Die beiden größten Milizen, die Desert Hawks mit Hauptsitz in der nördlichen Hafenstadt Latakia und die Tiger Forces aus Hama, haben jeweils schätzungsweise 3000 bis 6000 Kämpfer unter Waffen. Dazu gibt es Hunderte kleinere Pro-Regime-Milizen.

Brot, Benzin, Medikamente – im ganzen Land fehlt es daran. Wer die Verteilung dieser Güter kontrolliert, kann immer mehr Waffen kaufen, Kämpfer anheuern. So wurden die Warlords zur Staatsmacht in Städten und Regionen.

Während die syrische Armee in ihrer Verzweiflung inzwischen auch in den Gefängnissen rekrutiert, kommen die Kämpfer freiwillig zu den Milizen. Denn die zahlen teils den dreifachen Sold. Und sie lassen ihren Männern viel Freiheit: Sie dürfen Wegzölle an Checkpoints abpressen, auf eigene Rechnung mit Drogen handeln, Benzin schmuggeln, eroberte Dörfer und Städte ausrauben.

Assad ist ihnen verpflichtet: Als seine Truppen, unterstützt von russischen Einheiten, im Dezember 2016 Ost-Aleppo einnahmen, tauchten die Soldaten der syrischen Armee vor allem vor den Fernsehkameras auf. Die tatsächlichen Kämpfe wurden von irakischen, afghanischen und libanesischen Söldnern unter iranischem Oberkommando geführt – und von den Pro-Regime-Milizen, die nachrückten, um die eroberten Gebiete zu sichern. Und zu plündern.

Das Regimeterritorium ist heute ähnlich zersplittert und von wechselnden Allianzen gekennzeichnet wie die Rebellengebiete. Hunderte verschiedenste loyale Gruppen haben die Kontrolle übernommen, sie verdienen am Krieg, in ihren Machtbereichen regiert die Angst.

Ausgerechnet die Stadt Hama, in der die Truppen von Dynastiegründer Hafis al-Assad 1982 einen Aufstand mit äußerster Brutalität zusammenschossen und mehr als 10 000 Menschen innerhalb von drei Wochen töteten, ist zum Dorado der Warlords geworden.

Dort entstanden die Tiger Forces aus einem losen Netzwerk von Offizieren des gefürchteten Geheimdienstes der Luftwaffe, örtlichen Stammesführern und Kriminellen. Sie scharten sich um einen alawitischen Offizier und halfen ab 2011, den Aufstand gegen das Regime in der Provinz Hama niederzuschießen. Heute hat die Miliz Stützpunkte in weiten Teilen Syriens.

Die beiden wichtigsten Subkommandeure in Hama sind Ali Shelly, ein bekannter Krimineller, und Talal Dakkak, der einen Löwen als Haustier hält. Es heißt, Dakkak verfüttere seine Opfer gern an Tiere.

Die beiden lassen wahllos Menschen entführen, sie rauben, sie schmuggeln Erdöl, auch Benzin, das sie sogar dem „Islamischen Staat“ (IS) verkaufen, gegen den Assads Armee offiziell kämpft.

Im Sommer vergangenen Jahres hielt eine Armee-Einheit mehrere Tankwagen



Warlord Jaber, Mädchen in Aleppo: „Wir könnten 60 Prozent des Landes beherrschen, wenn man uns ließe“





Kämpfer der Tiger Forces in Aleppo: „Das sind Räuber und Mörder“



Assad-Konterfei: Faustischer Pakt

voller Benzin auf. Die Kolonne war unterwegs im Auftrag Dakkaks. Bestimmt war der Treibstoff offenbar für Einheiten des IS. Die Soldaten trauten sich nicht, ihn zu beschlagnahmen. Aus Angst vor Dakkaks Rache wurde das Benzin dem örtlichen Luftwaffengeheimdienst übergeben – der allerdings eng mit den Tiger Forces verbandelt ist. Es dauerte nicht lange, dann konnten die Tankwagen weiterfahren.

Denn Assad braucht die Milizen an den Fronten. Und selbst wenn das nicht so wäre, könnte er kaum gegen sie vorgehen. Sie sind stark und reich. Anfang Februar kam es in Aleppo wieder zu Engpässen, dringend benötigte Arzneimittel wurden knapp. Shellys Miliz, die auf der einzigen von Assad kontrollierten Zugangsstraße nach Aleppo wieder Wegzölle kassiert, konfiszierte Medikamente, um sie später auf eigene Rechnung weiterzuverkaufen.

Wenn es Geld bringt, hilft auch Bandenführer Shelly Assads Feinden: Ein Dokument des syrischen Militärgheimdienstes vom 5. Mai 2015 beschreibt detailliert, wie Shellys Rebellengruppen mit Waffen beliefert. Womöglich ist es kein Zufall, dass das Dokument öffentlich wurde, denn der Militärgheimdienst konkurriert erbittert mit dem Luftwaffengeheimdienst und dessen Tiger-Freunden um Macht und Pfründen.

Das sind die Männer, die Assads Krieg führen.

In einem Dorf im Regimegebiet sitzt ein Arzt neben seiner Frau auf dem Sofa in seinem Wohnzimmer vor dem Smartphone, über das die beiden mit dem SPIEGEL reden.

Die Stimme der Frau zittert vor Angst, als sie zu erzählen beginnt: „Es war bei uns im Dorf. Männer in Uniform drangen

in das Haus einer Frau ein. Sie fesselten die Frau, stahlen ihr Geld und folterten sie so lange, bis sie sagte, wo das Geld ihres Mannes versteckt sei. Als die Männer das Geld hatten, verschwanden sie wieder.“

Ihr Mann ergänzt: „Vor zwei Tagen wurde hier ein Händler entführt.“ Und vor einigen Wochen seien Freunde von ihm auf einer Schnellstraße beraubt worden. An einem improvisierten Checkpoint wurden sie gestoppt, aus dem Wagen gezerrt, dann stiegen die Milizionäre ein und rasten davon.

Bauern, die solche Checkpoints passieren wollen, müssen eine Art Steuer auf ihre Ernte bezahlen. Oder die Ernte wird gleich ganz einbehalten. In einigen Dörfern haben sich bereits Bürgerwehren

gebildet, die nachts patrouillieren, um plündernde Milizionäre zu vertreiben.

Der Arzt sagt, die Aufteilung zwischen den beiden Tiger-Führern sei klar: Die meisten Entführungen gingen auf Talal Dakkaks Konto – der Schmuggel liege eher in den Händen von Ali Shelly.

Gelegentlich haben die Armee oder der Militärgheimdienst versucht, gegen Warlords vorzugehen. Immer endete dergleichen im Fiasko. Im März 2016 nahmen Assad-Einheiten nach einem Schusswechsel den Anführer einer mächtigen christlichen Miliz aus dem Norden der Provinz fest. Aber seine Anhänger protestierten gewaltsam, der Mann kam rasch wieder frei.

„Ja, wir haben Probleme“, sagt Hussein Dayoub, der Vorsitzende der Baath-Partei in Hama. Der Mann der Assad-Partei sitzt in seinem holzgetäfelten Büro unter einem Porträt des Präsidenten und sagt: Ja, es stimme auch, dass Milizionäre Checkpoints aufbauten und Wegzölle abpressten. Ja, es gebe auch Schmuggler, und es werde gekidnappt. Wer dahinterstecke, könne er aber nicht sagen.

Der theoretisch mächtige Chef der Regierungspartei in der Stadt hat offenkundig Angst, in Ungnade zu fallen bei den Milizen. Den wahren Herren von Hama. Und auch der Minister für Versöhnung im fernen Damaskus erklärt gegenüber dem SPIEGEL, dass man all dies wisse, aber nicht die Macht habe, es zu beenden.

Die größten Rivalen um Schmuggelprofite und Macht der Männer aus Hama sitzen in Latakia, der Stadt am Meer im alawitischen Herzland: Es regnet, die Wolken ziehen tief vom Meer aufs Land.





Stützpunkt der Desert Hawks: Rivalen im Kampf um Profit und Macht

Zwischen Feldern vor der Stadt liegt die Stahlfabrik Mohamed Jabers. Wo früher einmal T-Träger für Gebäude hergestellt wurden, werden heute Raketen zusammengeschweißt und Panzerungen an Pick-ups montiert. Hier haben die Desert Hawks einen ihrer Stützpunkte und ihre Waffenfabrik.

Eine graue Halle aus Beton und Wellblech, vielleicht 200 Meter lang. Links stehen acht T-72-Panzer aus sowjetischer Produktion im Schlamm. Rund um die Halle: Militärlastwagen, neue Truppentransporter, schwere Artillerie.

Vor dem ehemaligen Bürogebäude lungern junge Männer herum, manche sind nicht älter als 15. Sie tragen Camouflage, ihre Augen sind müde, es ist nicht lange her, dass sie zurückgekehrt sind von der Schlacht um Aleppo. Sie kauern im Regen zwischen ausgebauten Lkw-Getrieben und Flakgeschützen und ziehen an ihren Zigaretten. Drinnen, wo früher Lieferscheine und Bestellungen in Holzschränken aufbewahrt wurden, stapeln sich jetzt Munitionskisten.

Nachdem Hawks-Anführer Jaber recht freimütig seine Waffenfabrik vorgeführt hat, lädt er in seine Wohnung. Er residiert im vierten Stock eines noblen Wohnhauses mit Blick auf den Hafen von Latakia. Die Wände sind vertäfelt, der Boden ist aus Marmor. Im hinteren Teil des Raumes steht ein überdimensionierter Flachbildfernseher, Propagandavideos seiner Miliz laufen darauf. Auf einer Anrichte stehen gerahmte Dankesurkunden der Russischen Föderation.

Jaber ist ein beliebter, selbstverliebter Mann. Eine Stunde lang referiert er über die militärischen Erfolge seiner Miliz,

brüllt seine Bediensteten an, lässt sie Landkarten und Tee heranschaffen.

Ja, gibt er dann zu, auch seine Männer würden plündern. Aber nur selten. Und überall gebe es schließlich schwarze Schafe. „Wir sind eine große Gruppe. Manche sind gut, manche sind schlecht. Aber sie kämpfen für unser Land, das ist das Wichtigste.“

Und er fügt hinzu: „In Hama gibt es Milizen, das sind Kidnapper, Räuber und Mörder.“ Er meint die Tiger Forces. Seine Rivalen.

Während der Offensive gegen die Ruinenstadt Palmyra im März 2016 kam es zu Schießereien zwischen den Tiger Forces und den Desert Hawks. Eilig wurde eine Delegation hochrangiger Militärs aus Damaskus nach Palmyra geschickt, um zu schlichten. Seitdem versuchen Assads Leute, die Tigers und die Hawks an verschiedenen Fronten einzusetzen.

Vor allem der Schmuggel hat Mohamed Jaber und seinen Bruder Ayman reich gemacht. In den Neunzigerjahren begannen sie mit dem Ölschmuggel aus dem Irak. Dann investierten sie ihre Millionen in die Stahlindustrie. Als 2011 der syrische Bürgerkrieg begann und die internationalen Sanktionen dem Assad-Regime die Luft abschnürten, wurden sie gebeten, mithilfe ihrer alten Schmuggelkontakte das so dringend benötigte Öl und Benzin zu beschaffen.

Um die Konvois zu schützen, die in jenen Jahren durch die Wüste fuhren, rekrutierten die Jabers Hunderte ehemalige Soldaten – und Kriminelle. Im August 2013 unterzeichnete Assad einen Erlass, in dem er privaten Unternehmern erlaubte, ihre eigenen Sicherheitskräfte zu unterhalten. Damit genehmigte er, dass sich

ihm genehme Kleptokraten zu Warlords hochrüsteten.

Jaber aber sagt, es gehe ihm weder um Macht noch um Geld. Von beidem habe er genug. Er wolle nur dem großen Präsidenten Baschar al-Assad helfen. Wenn der Krieg erst vorbei sei, werde man die Waffen abgeben. Wenig später sagt er: „Wir könnten 60 Prozent des Landes beherrschen, wenn man uns nur ließe.“

Die Russen gehen pragmatisch mit den Milizen um: Je nach Lage erhalten lokale Warlords Waffen, Medaillen und Selfies mit russischen Offizieren. Privat aber beschwerten sich russische Generäle über den haarsträubenden Zustand der Armee wie der Milizen.

Werden die Warlords noch mächtiger, dürfte Assad militärisch bald kaum mehr sein als ein Herrscher ohne Land, um den sich ein Zirkel von Räubern und Schmugglern schart. Und die werden auch politisch einflussreicher: Bei der Parlamentswahl des vergangenen Frühjahrs siegten nicht, wie in der Vergangenheit, vornehmlich die Kandidaten der alten Führungsschicht, sondern Vertreter von Warlords.

Natürlich spiegeln Wahlen in Syrien nicht den Willen der Wähler wider. Sie zeigen nur, wer seine Kandidaten mit Macht durchsetzen kann. Oft heißt es, Assad sei zwar grausam, aber immerhin die letzte staatliche Autorität im Land. Die Stärke der Milizen beweist, dass er diese Autorität in Wahrheit längst verloren hat.

Mitarbeit: Tobias Schneider



Video:

Warten auf den großen Kampf

spiegel.de/sp102017milizen
oder in der App DER SPIEGEL